

Bonaventura in Rom, ist es, aus den Evangelien aufzuzeigen, wie Jesus selber in seiner menschlichen Natur zu den Erfahrungen der Liebe Gottes kam und wie dann Menschen im Umgang mit Jesus durch ihn ähnliche Erfahrungen gewonnen haben.

In einer sprachlich und psychologisch feinfühligsten Weise erschließt der Autor die als Exempla ausgewählten Schriftstellen (z.B. von der Gottesoffenbarung bei der Taufe Jesu, von den Begegnungen Jesu mit Maria von Magdala, mit der Frau am Jakobsbrunnen, dem blinden Bartimäus, der Sünderin oder auch mit Petrus, den Jüngern von Emmaus u.a.). Beispiele aus der Dichtung der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit werden zum tieferen Verständnis der inneren Vorgänge in solchen Begegnungen herangezogen. Darin liegt vor allem die Stärke dieses Buches.

Aus exegetischer und theologischer Sicht wäre wohl die eine oder andere Anfrage berechtigt, vor allem dann, wenn z.B. die Gotteserfahrung Jesu fast ausschließlich als innerseelischer Vorgang in der menschlichen Natur Jesu dargestellt wird.

Linz

Josef Hörmandinger

■ MATTAI GIUSEPPE, *Magistero e Teologia*: alle radici di un dissenso. (Cristianismo, Collana di studi storico-religiosi, 7). Edizioni Augustinus, Palermo 1989. (109). Kart. L 16.000.

Vf. ist Ordinarius für Moraltheologie an der „Facoltà Teologica dell'Italia Meridionale“ in Neapel; er hat sich wiederholt kompetent zu Wort gemeldet. Es geht ihm um die Tatsache, daß große Probleme zwischen Lehramt und Theologie bestehen. Auf Einladung des Verlags will er zu den Wurzeln des Konflikts vorstoßen, indem er die Argumente der Theologen, die Freiheit und Wissenschaftlichkeit betreffend, und die Befürchtungen des Lehramtes prüft, den rechten Glauben betreffend (9f).

Prägnant arbeitet die Studie zuerst die traditionelle Unterscheidung zwischen infalliblem und „authentischem“ Lehramt heraus; so genannt, weil es durch die Autorität Christi und unter besonderem Beistand des Heiligen Geistes ausgeübt werde. Es ist nicht infallibel, weil es aus sich heraus nicht ultimat sein will (12f). Das letzte Konzil sieht das Lehramt in einem größeren Horizont: im Primat des Wortes Gottes und des Volkes Gottes, insofern es als ganzes lernend und lehrend ist.

Der Autor listet „Störfälle“ auf und dokumentiert sie substantiell: auf biblischem Gebiet (von der Modernismuskrise bis zu den Lehrverboten am Bibelinstitut zu Konzilsbeginn), auf dogmatischem (Küng, Schillebeeckx, Molari von der römischen Universität De Propaganda Fide), auf moraltheologischem (3. Kongreß der italienischen Moralisten in Padua 1970, Häring, Curran), auf dem Gebiet der Befreiungstheologie (Boff). Vorgestellt werden dann die recht zahlreichen (und schon wieder vergessenen) „Erklärungen“ von Theologen (1968, 1969, 1972, 1975). Die „Kölner Erklärung“ 1989 brachte international eine ganze Lawine ins Rollen. Beklagt wird u. a. die Hochstilisierung des authentischen Lehramtes zum infalliblen und zur „norma primaria“ des Glaubens, die Verweigerung des Dialogs, das ungeschichtliche

Denken, der auffallende Unterschied zur Behandlung Lefebvres.

Zum beiderseitigen Verhältnis gibt es Lehramtsausagen: des deutschen (1967), italienischen (1968), spanischen (1988) und amerikanischen Episkopats (nach schwierigen acht Jahren 1989); der Glaubenskongregation (*Mysterium Ecclesiae*, 1973); der Internationalen Theologischen Kommission (1976); vor allem des Papstes in Köln und Altötting (1980). Sie wollen dem Konflikt auf dem Weg eines konstruktiven Dialogs begegnen. Auch von den Theologen wurden Modelle erarbeitet (Kasper, Seckler, Sartori, Compagnoni, Piana, Häring). Der restaurative Rückfall hinter das Konzil ist kein Weg, wohl aber die Realisierung der großen Ideen des Konzils, des Primats des Wortes Gottes und des Communio-Charakters der Kirche (103f).

Mattai schreibt emotionslos, objektiv, aus echter Sorge; er hält den Dissens für pathologisch. Selten enthält ein schmaler Band so viel Information und so viel Aktualität. Seite 32 muß es Schökel (nicht Shökel) und Zerwick (nicht Zuwick) heißen.

Linz

Johannes Singer

■ LUBAC HENRI DE, *Geheimnis, aus dem wir leben*. Johannes-Verlag, Einsiedeln 21990. (163). Kart. S 148,20.

Das kurz nach dem Zweiten Vatikanum in erster Auflage erschienene und 1990 neu aufgelegte Bändchen war als „Einstieg in eine Sammlung größerer Werke von Henri de Lubac“ vorgesehen und so als ein Beitrag zur Rehabilitierung der Tradition bzw. ihrer Kenntnis, wie sie de Lubac gewiß einzigartig repräsentiert (vgl. Vorwort von H. U. v. Balthasar).

„Geheimnis, aus dem wir leben“ – das ist Jesus Christus als Offenbarung des dreifaltigen Gottes vermittelt in der Kirche bzw. (in der umgekehrten Richtung gedacht) die Kirche als Mysterium – wie sie das Zweite Vatikanum im ersten Kapitel seiner Kirchenkonstitution zum Thema gemacht hat. Mysterium meine hier nicht irgendetwas Religiös-Geheimnisvolles, sondern „etwas, das sich auf den Plan Gottes mit der Menschheit bezieht, mag es nun mehr das Ziel bezeichnen oder die Mittel zu dessen Verwirklichung“ (29); in dieser Perspektive ist Christus das Mysterium schlechthin als Kundgabe von Gottes Wesen und Heilsplan (vgl. 31) und die Kirche „abgeleitetes Mysterium“, da „sie, von Gott kommend und ganz im Dienst dieses Planes stehend, Heilsorganismus ist.“ (31).

Um diese Thematik kreisen alle sechs Kapitel des Buches. Das erste Kapitel „Paradox und Mysterium der Kirche“ führt den Leser zum für de Lubac theologisch wie existentiell zentralen Satz: „Die Kirche ist unsere Mutter, weil sie uns Christus gibt. Sie gebiert Christus in uns und zum Leben Christi.“ (19) Wie dieses Kapitel, so ist auch das sechste „Der Heilige von morgen“ in eher bekenntrishaft-betrachtender Diktion gehalten.

Kapitel II ist demgegenüber analytischer und führt, ausgehend von der Klärung, daß und warum die Kirche Mysterium ist, zur Einsicht, daß die Kirche undefinierbar ist, nur in einer Vielzahl einander ergänzender (biblischer) Bilder umkreist und in ge-

gensätzlichen Begriffen gefaßt werden könne (41–48). Daraus ergibt sich für de Lubac eine sanfte aber deutliche Kritik an einer Ekklesiologie, die die Kirche einseitig nur als Volk Gottes versteht (vgl. 95–105). Wie für das Verständnis des Papsttums als monarchischer Kirchenregierung bzw. eines Konzils als parlamentarischer Organismus, so gelte auch hinsichtlich des Bildes vom Volk Gottes: „Bilder aus dem Bereich der politischen und sozialen Ordnung“ sind in ihrer Anwendung auf die Kirche „doppelt gefährlich“, weil sie den Eindruck erwecken, sie seien mehr als Gleichnisse, mehr als Analogien.“ (36)

Kapitel III arbeitet den Unterschied zwischen dem Glauben an Gott und unserem gläubigen Verhalten der Kirche gegenüber heraus: wir „bekennen, daß wir die heilige Kirche glauben und nicht an die heilige Kirche“ (Römischer Katechismus); daneben wird daran erinnert, daß die Kirche der *Ort des Glaubens* ist (*credo in ecclesia*).

Kapitel IV ist den Übereinstimmungen und (leichten) Divergenzen zwischen der Ekklesiologie der Kirchenväter und des Zweiten Vatikanum gewidmet.

Kapitel V („Die Kirchenväter und die nichtchristlichen Religionen“) nimmt schließlich eine deutliche Abgrenzung vor: „Kein anonymes Christentum“ (149ff). Wenn man daran festhält, daß es eine „einzige Achse“ gibt, „in deren Richtung das Menschengeschlecht zu seinem endgültigen Heile geführt werden muß“ (148); wenn man weiter die Frage nach der (objektiven) theologischen Bedeutung der verschiedenen Religionen nicht mit der Frage nach der (subjektiven) Heilsmöglichkeit der Nichtchristen vermengt (vgl. 151), dann ist es für de Lubac ein „Fehl-schluß“, wenn man annimmt, es gebe „ein alenthalben in der Menschheit verbreitetes, anonymes Christentum“, ein sozusagen „implizites Christentum“, demgegenüber die Verkündigung nur noch die Aufgabe hätte, es in den Zustand der Explikation überzuführen“ (151).

Sowohl diese an K. Rahner geübte Kritik als auch die Anmerkungen zum *Volk-Gottes*-Begriff geben dem Bändchen von de Lubac den Rang eines sachlich berechtigten und gewichtigen Plädoyers für eine Ekklesiologie, die nicht leichtfertig die theologische Erheblichkeit der Kirche verspielt. Zugleich ist es ein Dokument zeitgenössischer Theologie- und Theologengeschichte – ist es doch das Buch eines Mannes, der als Neuerer verfehmt, dessen Werk 1950 ungenannt verurteilt, der aber als Konzilstheologe rehabilitiert und schließlich durch seine Erhebung zum Kardinal in seinem Lebenswerk bestätigt worden ist.

Graz Bernhard Körner

■ FUCHS OTTMAR, *Zwischen Wahrhaftigkeit und Macht. Pluralismus in der Kirche?* Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1990. (272). Ppb. DM 29,80.

Den Bamberger Pastoraltheologen beschäftigt das Problem, wie in der Kirche mit nicht abschaffbaren Gegensätzen christlich umgegangen werden kann, ob es nämlich nur die Alternative gebe: konsenshafte Verständigung durch Zusammenraufen zur Einheit

oder Spaltung durch Auseinandergehen (7,167). Er plädiert das ganze Buch hindurch für eine dritte Möglichkeit, die weder Einmütigkeit noch Trennung ist: für eine „entfeindete Koexistenz im Dissens“, die zu beschreiben er nicht müde wird. Sie ist eine Nebeneinanderfähigkeit, die den Dissens im Verzicht auf gegenseitige Unterwerfung stehenläßt; eine solidarische Distanz durch ein Sich-Entfernen „auf Sichtweite“ in gegenwärtig schützender Anerkennung und zukünftiger Nähehoffnung. Bei Konfrontationen im Martyria-Bereich dürfe die Diakonie nie verletzt werden; sie überwinde den dogmatischen Dissens.

Diese pluralistische Einstellung basiert auf der Pluralität der biblischen Einzelgeschichten und ihrer Nichtharmonisierbarkeit (70,285), die möglichst wenig vorgefaßten Gesamtperspektiven und Harmonisierungen untergeordnet werden dürfen. Dahinter steht der eine „unendlich pluralitätsfähige Gott“ (211); die epiloghafte Berufung auf den Kusaner war zu erwarten. Die Einheit ist für den Christen eine in Gott real existierende, erst in der Zukunft vollkommen offenbar werdende und in Hoffnung zu antizipierende Größe (236, 265).

Die eloquente Studie ist material- und kenntnisreich. Das Anliegen, die Grundaussage sowie Kritisches etwa zum Dialog und zur *Communio* sind bedenkenswert. Wird aber genügend bedacht, daß Gott noch einmal größer und anders ist als unsere menschliche Pluralitätsspekulation über ihn? Wie modifiziert die Kenose der Inkarnation die Pluralität in Gott? Es fällt auf, daß Fuchs bei aller Begeisterung für eine möglichst große Vielheit der biblischen Geschichten enorme Reduktionen vornehmen muß: Nicht alle Texte hätten die gleiche Wertigkeit, manche seien rückständig und defizitär; der optionale hermeneutische Horizont sei die als Heil erfahrene und als Befreiung unter den Menschen verwirklichte Begegnung mit Gott (209). Eine gewisse negative Besetzung von „Einheit“ ist diffus in der ganzen Studie spürbar, wenn etwa die Aufgabe des kirchlichen Amtes nicht in der Suche nach inhaltlichen Konsensmöglichkeiten besteht, sondern auch und vor allem (!) in der Suche nach den kommunikativen Koexistenzmöglichkeiten im Dissens (183). Oder wenn der Trias „Macht, Einheit, Abhängigkeit“ die Trias „Wahrhaftigkeit, Pluralität, Autonomie“ entgegengesetzt wird. Joh 17,20–23 und die siebenmal begründete Einheit in Eph 4,1–6 sprechen m. E. eine andere Sprache. Der biblische Dissens Sünde scheint zu wenig im Blick.

Linz

Johannes Singer

■ GREINER SEBASTIAN, *Gewißheit der Gebetserhörung. Eine theologische Deutung. Communio*, Köln 1990. (292). Kart. DM 44.–

Im Anschluß an das Wort Christi „Alles, was ihr im Gebet erbittet, werdet ihr erhalten, wenn ihr glaubt.“ (Mt 21,22) geht es Greiner um „die von Jesus verheißene Gewißheit der Gebetserhörung“ (19f). Ein Überblick über „die größeren Publikationen der letzten zehn Jahre zum Thema des Gebetes“ ergebe nämlich, „daß keine der Arbeiten dieses Charakteri-